

## I. Programm.

### Ueber die Poesie überhaupt.

---

#### §. I.

#### Ihre Definitionen.

Man kann eigentlich nichts real definiren als eine Definition selber; und eine falsche würde in diesem Falle so viel vom Gegenstande als eine wahre lehren. Das Wesen der dichterischen Darstellung ist wie alles Leben nur durch eine zweite darzustellen; mit Farben kann man nicht das Licht abmalen, das sie selber erst entstehen läffet. Sogar bloße Gleichnisse

können oft mehr als Worterklärungen ausfagen,  
 z. B.: „die Poesie ist die einzige zweite  
 Welt in der hiesigen; — oder: wie Singen  
 zum Reden, so verhält sich Poesie zur Prose;  
 die Singstimme steht (nach Haller) in ihrer  
 größten Tiefe doch höher als der höchste Sprech-  
 ton; und wie der Sington schon für sich al-  
 lein Musik ist, noch ohne Takt, ohne melo-  
 dische Folge und ohne harmonische Verstärkung,  
 so giebt es Poesie schon ohne Metrum, ohne  
 dramatische oder epische Reihe, ohne lyrische  
 Gewalt.“ Wenigstens würde in Bildern sich  
 das verwandte Leben besser spiegeln, als in  
 todten Begriffen — nur aber für jeden an-  
 ders; denn nichts bringt die Eigenthümlich-  
 keit der Menschen mehr zur Sprache als die  
 Wirkung, welche die Dichtkunst auf sie macht;  
 und daher werden ihrer Definitionen eben so  
 viele seyn als ihrer Leser und Zuhörer.

Nur der Geist eines ganzen Buchs —

der Himmel schenk' ihn diesem — kann die rechte enthalten. Will man aber eine wörtlche kurze: so ist die alte aristotelische, welche das Wesen der Poesie in einer schönen (geistigen) Nachahmung der Natur bestehen lästet, darum verneinend die beste, weil sie zwei Extreme ausschließet, nämlich den poetischen Nihilismus und den Materialismus.

## §. 2.

## Poetische Nihilisten.

Es folgt aus der gefessenen Willkür des jetzigen Zeitgeistes, — der lieber egoistisch die Welt und das All vernichtet, um sich nur freyen Spielraum im Nichts auszuleeren und welcher den Verband seiner Wunden als eine Fessel abreißet — daß er von der Nachahmung und dem Studium der Natur verächtlich sprechen muß. Denn wenn allmählig die Zeitgeschichte einem Geschichtschrei-

ber gleich wird und ohne Religion und Vaterland ist: so muß die Willkür des Egoismus sich zuletzt auch an die harten, scharfen Gebote der Wirklichkeit stoßen und daher lieber in die Oede der Phantasterei verfliegen, wo er keine Gesetze zu befolgen findet als eigne, engere, kleinere, die des Keim- und Affonanzen-Baues. Wo einer Zeit Gott, wie die Sonne, untergeht: da tritt bald darauf auch die Welt in das Dunkel; der Verächter des Alls achtet nichts weiter als sich, und fürchtet sich in der Nacht vor nichts weiter als vor seinen Geschöpfen. Spricht man denn nicht jetzt von der Natur, als wäre diese Schöpfung eines Schöpfers — worin ihr Maler selber nur ein Farbenton ist — kaum zum Bildnagel, zum Rahmen von der schmalen gemalten eines Geschöpfes tauglich; als wäre nicht das Größte gerade wirklich, das Unendliche. Ist nicht die Geschichte das höchste

Trauer: und Lustspiel? Wenn uns die Bersächter der Wirklichkeit nur zuerst die Sternenhimmel, die Sonnenuntergänge, die Katastrophen, die Gletscherhöhen, die Charaktere eines Christus, Epaminondas, der Ratos vor die Seele bringen wollten, sogar mit den Zufälligkeiten der Kleinheit, welche uns die Wirklichkeit verwirren, wie der große Dichter die seinige durch leere Nebenzüge: dann hätten sie ja das Gedicht der Gedichte gegeben und Gott wiederholt. Das All ist das höchste, kühnste Wort der Sprache, und der seltenste Gedanke; denn die meisten schauen im Unisversum nur den Marktplatz ihres engen Lebens an, in der Geschichte der Ewigkeit nur ihre eigene Stadtgeschichte.

Wer hat mehr die Wirklichkeit bis in ihre tiefsten Thäler und bis auf das Würmchen darin verfolgt und beleuchtet als das Zwillingsgestirn der Poesie, Homer und Shakspeare?

Wie die bildende und zeichnende Kunst ewig in der Schule der Natur arbeitet: so waren die reichsten Dichter von jeher die anhänglichsten, fleißigsten Kinder, um das Bildniß der Mutter Natur andern Kindern mit neuen Aehnlichkeiten zu übergeben. Will man sich einen größten Dichter denken, so vergönne man einem Genius die Seelenwanderung durch alle Völker und alle Zeiten und Zustände und lasse ihn alle Küsten der Welt umschiffen: welche höhere, kühnere Zeichnungen ihrer unendlichen Gestalt würde er entwerfen und mitbringen!

Bei gleichen Anlagen wird sogar der unterwürfige Nachschreiber der Natur uns mehr geben (und wären es Gemälde in Anfangsbuchstaben) als der regellose Maler, der den Aether in den Aether mit Aether malt. Das Genie unterscheidet sich eben dadurch, daß es die Natur reicher und vollständiger sieht, so

wie der Mensch vom Halbblinden und halbtauben Thiere; mit jedem Genie wird uns eine neue Natur geschaffen, indem es die alte weiter enthüllet. Alle dichterische Darstellungen, welche eine Zeit nach der andern bewundert, zeichnen sich durch neue sinnliche Individualität und Auffassung aus. Jede Sternens-, Pflanzen-, Landschafts- und andere Kunde der Wirklichkeit ist einem Dichter mit Vortheil anzusehen; und in Göthes poetischen Landschaften scheinen gemalte wieder.

Jünglinge finden ihrer Lage gemäß in der Nachahmung der Natur eine mißliche Aufgabe. Sobald das Studium der Natur noch nicht allseitig ist, so wird man von den einzelnen Theilen einseitig beherrscht. Allerdings ahmen sie der Natur nach, aber einem Stücke, nicht der ganzen, nicht ihrem freien Geist mit einem freien Geist. — Die Neuheit ihrer Empfindungen muß ihnen als eine Neuheit der

Gegenstände vorkommen; und durch die ersten glauben sie die letztern zu geben. Daher werfen sie sich entweder ins Unbekannte und Unbenannte, in fremde Länder und Zeiten ohne Individualität, nach Griechenland und Morgenland, \*) oder vorzüglich auf das Lyrische; denn in diesem ist keine Natur nachzuahmen, als die mitgebrachte; worin ein Farbenfleck schon sich selber zeichnet und umreißet. Bey Individuen, wie bey Völkern, ist daher Abfärben früher als Abzeichnen, Bilderschrift eher als Buchstaben schrift.

Kommt nun vollends zur Schwäche der

\*) Nach Kant ist die Bildung der Weltkörper leichter zu deduzieren als die Bildung einer Raupe. Dasselbe gilt für das Besingen; und ein bestimmter Kleinstädter ist schwerer poetisch darzustellen als ein Nebel. Held aus Morgenland; so wie nach Scaliger (de Subtil. ad Gard. Exerc. 337. Sect. 13.) ein Engel leichter einen Körper annimmt (weil er weniger braucht) als eine Maus.

Lage die Schmeichelei des Wahns und kann der leere Jüngling seine angeborene Lyrik sich selber für eine höhere Romantik ausgeben: so wird er mit Versäumung aller Wirklichkeit — die eingeschränkte in ihm selber ausgenommen — sich immer weicher und dünner ins gefesselte Wüste verflattern; und wie die Atmosphäre, verliert er sich gerade in der höchsten Höhe ins kraft- und formlose Leere.

Um deswillen ist einem jungen Dichter nichts so nachtheilig als ein gewaltiger Dichter, den er oft liest; das beste Epos in diesem zerschmilzt zur Lyra in jenem. Ja, ich glaube, ein Amt ist in der Jugend gesünder als ein Buch, — obwohl in spätern Jahren das Umgekehrte gilt. — Das Ideal vermischt sich am leichtesten mit jedem Ideal, d. h. das Allgemeine mit dem Allgemeinen. Dann holet der blühende junge Mensch die Natur aus dem Gedicht, anstatt das Gedicht aus der

Natur. Die Folge davon und die Erscheinung ist die, welche jetzt aus allen Buchläden herausieht: nämlich Farben: Schatten, statt der Leiber; nicht einmal nachsprechende, sondern nachklingende Bilder von Urbildern, — fremde, zerschnittene Gemälde werden zu musaischen Stiften neuer zusammengereiht — und man geht mit fremden poetischen Bildern um, wie im Mittelalter mit heiligen Bildern, von welchen man Farben löskrahte, um solche im Abendmals: Wein zu nehmen.

## §. 3.

## Poetische Materialisten.

Aber ist es denn einerlei, die oder der Natur nachzuahmen und ist Wiederholen Nachahmen? — Eigentlich hat der Grundsatz, die Natur treu zu kopiren, kaum einen Sinn. Da es nämlich unmöglich ist, ihre Individualität durch irgend ein Nachbild zu erschöpfen;

da folglich das letztere allezeit zwischen Dingen, die es wegzulassen, und solchen, die es aufzunehmen hat, auswählen muß: so geht die Frage der Nachahmung in die neue über, nach welchem Gesetze, an welcher Hand die Natur sich in das Gebiet der Poesie erhebe.

Der gemeinste Nachdrucker der Wirklichkeit bekennt doch, daß die Weltgeschichte noch keine Epopöe sey — obgleich in einem höhern Sinne wohl — daß ein wahrer guter Liebesbrief noch in keinen Roman sich schiebe — und daß ein Unterschied sey zwischen den Landschaftsgemälden des Dichters und zwischen den Auen- und Höhen-Vermessungen des Reisebeschreibers. — Wir führen alle bei Gelegenheit leicht unser ordentliches Gespräch mit Nebenmenschen; gleichwohl ist nichts seltener als ein Schriftsteller, der einen lebendigen Dialog schreiben kann. — Warum ist ein Lager noch kein Wallensteinisches von Schiller, das doch vor einem

wirklichen wenigstens nicht den Reiz der Ganzheit voraus hat?

Hermes Romane besitzen beinahe alles, was man zu einem poetischen Körper fordert, Weltkenntniß, Wahrheit, Einbildungskraft, Form, Zartsinn, Sprache; aber da ihnen der poetische Geist fehlt, so sind sie die besten Romane gegen Romane und gegen deren zufälliges Gift; man muß sehr viel Geld in Banken und im Hause haben, um die Dürftigkeit, wenn sie in seinen Werken gedruckt vorkommt, lachend auszuhalten. Allein das ist eben unpoetisch. Ungleich der Wirklichkeit, die ihre profaische Gerechtigkeit und ihre Blumen in unendlichen Räumen und Zeiten austheilet, muß eben die Poesie in geschlossenen beglücken; sie ist die einzige Friedensgöttin der Erde, und der Engel, der uns, und wär' es nur auf Stunden, aus Kertern auf Sterne fährt; wie Achilles Lanze, muß sie jede Wunde

heilen, die sie sticht.\*) Gäbe es denn sonst etwas gefährlicheres als einen Poeten, wenn dieser unsere Wirklichkeit noch vollends mit seiner und uns also mit einem eingekerkerten Kerker umschloße? . . . .

Gleichwohl bereitet auch der falsche Nachsich der Wirklichkeit einige Lust, theils weil er belehrt, theils weil der Mensch so gern seinen Zustand zu Papier gebracht, und ihn aus der verworrenen persönlichen Nähe in die deutlichere objektive Ferne geschoben sieht. Man nehme den Lebensdag eines Menschen ganz treu, ohne Farsbenmuskeln, nur mit dem Dintenfaße zu Protokoll und lasse ihn den Tag wieder lesen: so

\*) Aus diesem Grunde glebt Klopstocks Nach-Ode gegen Carlier „die Vergeltung“ dem Geiste keinen poetischen Frieden; das Ungeheuer erneuert sich ewig; und die kannibalsche Rache an ihm martirt das fremde Auge ohne Erfolg.

wird er ihn billigen und sich wie von lauen lindenden Wellen umkräuselt verspüren. Sogar einen fremden Lebenstag heißet er eben darum gut im Gedicht. Keinen wirklichen Charakter kann der Dichter — auch der komische — aus der Natur annehmen, ohne ihn, wie der jüngste Tag die Lebendigen, zu verwandeln für Hölle oder Himmel. Geseht, irgend ein wild; und weltfremder Charakter existirte, als der einzige, ohne irgend eine symbolische Aehnlichkeit mit andern Menschen: so könnt' ihn kein Dichter gebrauchen und zeichnen.

Auch die humoristischen Charaktere Shakespeares sind allgemeine, symbolische, nur aber in die Verkörperungen und Wülste des Humors geseckt.

Man erlaube mir noch einige Beispiele von unpoetischen Reperierwerken der großen Weltuhr. „Brockses irdisches Vergnügen in Gott“ ist eine so treue dunkle Kammer der

optischen Natur, daß ein wahrer Dichter sie wie einen Reisebeschreiber der Alpen, ja wie die Natur selber benutzen kann; er kann nämlich unter den umhergeworfenen Farbkörnern wählen und sie zu einem Gemälde verreiben. — Die Luciniade von Lacombe, welche die Geburtskunst besingt, so wie die meisten Lehrgedichte, welche uns ihren zerhackten Gegenstand, Glied für Glied, obwohl jedes in einige poetische Goldfittern gewickelt, zuzählen, zeigen, wie weit prosaische Nachäffung der Natur absehe von poetischer Nachahmung. —

Am ekelsten aber tritt diese Geistlosigkeit im Komischen vor. Im Epos, im Trauerspiel versteckt sich wenigstens oft die Kleinheit des Dichters hinter die Höhe seines Stoffe, da große Gegenstände schon sogar in der Wirklichkeit den Zuschauer poetisch anregen — daher Jünglinge gern mit Italien, Griechenland, Ermordungen, Helden, Unsterblichkeit,

fürchterlichem Jammer und dergleichen anfangen, wie Schauspieler mit Tyrannen —; aber im Komischen entblößet die Niedrigkeit des Stoffs den ganzen Zwerg von Dichter, wenn er einer ist. \*) An den deutschen Lustspielen — man sehe die widrigen Proben noch dazu der bessern, von Krüger, Gellert und andern in Eschenburgs Beispielsammlung — zeigt der Grundsatz der bloßen Natur: Nachäffung die ganze Kraft seiner Gemeinheit. Es ist die Frage, ob die Deutschen noch ein ganzes Lustspiel haben, und nicht bloß einige Akte. Die Franzosen scheinen uns daran reicher; aber hier wirkt Täuschung mit, weil fremde Narren und fremder Pöbel an sich, ohne den Dicht-

\*) Bloß die Forderung der poetischen Uebermacht und nicht der Menschenkenntniß machen das Lustspiel so selten und es dem Jüngling so schwer. Aristophanes hätte sehr gut eines im 15½ Jahre und Shakespeare eines im 17ten schreiben können.

ter, einige poetische Ungemeinheit vorpiegeln. — Die Britten hingegen sind reicher — obgleich derselbe idealische Trug der Auslandschaft mitwirkt; und ein einziges Buch könnte uns von der Wahrheit überführen. Nämlich Walstafs polite Gespräche von Swift malen bis zur Treue — die nur in Swifts parodierendem Geiste sich genialisch wieder spiegelt — Englands Honorazioren gerade so gemeingeistlos ab, wie in den deutschen Lustspielen unsere auftreten; da nun aber diese Langweiligen <sup>419</sup> wie in den englischen erscheinen: so sind über dem Meere weniger die Narren geistreicher, wie bey uns, als vielmehr die Lustspielschreiber.

Wie wenig Dichtung ein Kopierbuch des Naturbuchs sey, ersieht man am besten an den Jünglingen, die gerade dann die Sprache der Gefühle am schlechtesten reden, wenn diese in ihnen regieren und schreien, indeß sie nach der

falschen Maxime der Natur: Affen ja nichts brauchen als nachzuschreiben, was ihnen vorgeschprochen wird. Keine Hand kann den poetischen, lyrischen Pinsel fest halten und führen, in welcher der Fieberpuls der Leidenschaft schlägt. Der bloße Unwille macht zwar Verse, aber nicht die besten; selber die Satyre wird durch Milde schärfer als durch Zorn, so wie Essig durch süße Rosinenstiele stärker säuert, durch bitteren Hopfen aber umschlägt.

Weder der Stoff der Natur, noch weniger deren Form ist dem Dichter roh brauchbar. Die Nachahmung des erstern setzt ein höheres Prinzip voraus; denn jedem Menschen erscheint eine andere Natur; und es kommt nun darauf an, welchem die schönste erscheint. Die Natur ist für den Menschen in ewiger Menschwerdung begriffen, bis sogar auf ihre Gestalt; die Sonne hat für ihn ein Vollgesicht, der halbe Mond ein Halbgesicht, die Sterne doch

Augen, alles lebt den Lebendigen; und es giebt im Universum nur Schein: Leichen, nicht Scheinz-Leben. Allein das ist eben der prosaische und poetische Unterschied oder die Frage, welche Seele die Natur beseele, ob ein Sklavencapitain oder ein Homer.

In Rücksicht der nachzunehmenden Form stehen die poetischen Materialisten im ewigen Widerspruch mit sich und der Kunst und der Natur; und bloß, weil sie halb nicht wissen, was sie haben wollen, wissen sie folglich halb, was sie wollen. Denn sie erlauben wirklich den Versfuß auch in größter und jeder Leidenschaft (was allein schon wieder ein Prinzip für das Nachahmungs-Prinzip festsetzt) — und im Sturme des Affekts höchsten Wohlklang und einigen starken Bilderglanz der Sprache (wie stark aber, kommt auf Willkür der Rezension an) — ferner die Verkürzungen der Zeiten (doch mit Vorbehalt gewisser, d. h. ungewisser

Rückſicht auf nachzuahmende Natur) — dann die Götter und Wunder des Epos und der Oper — die heidniſche Götterlehre mitten in der jeztigen Götterdämmerung \*) — im Homer die langen Nordpredigten der Helden vor dem Morde — im Romiſchen die Parodie, obgleich bis zum Unſinn — in Don Quixotte einen romantiſchen Wahnsinn, der unmöglich iſt — in Sterne das kecke Eingreifen der Gegenwart in ſeine Selbſtgeſpräche — in Thümmel und andern den Eintritt von Oden ins Geſpräch und noch das übrige Zahlloſe. — Aber iſt es dann nicht eben ſo ſchreiend — als mitten ins Singen zu reden, — gleichwohl in ſolche poetiſche Freiheiten die profaiſche Leibeigenſchaft der bloßen Nachahmung

\*) Mit dieſem ſchön-fürchterlichen Ausdruck bezeichnet die nordiſche Mythologie den jüngſten Tag, wo der oberſte Gott die übrigen Götter zerſtört.

einzuführen und gleichsam im Universum Frucht-  
 sperre und Waarenverbote auszuschreiben? Ich  
 meine, widerspricht man denn nicht sich und  
 eignen Erlaubnissen und dem Schönen, wenn  
 man dennoch in dieses sonnentrunke Wunder-  
 Reich, worin Göttergestalten aufrecht und selig  
 gehen, über welches keine schwere Erden: Sonne  
 scheint, wo leichtere Zeiten fliegen und andere  
 Sprachen herrschen, wo es, wie hinter dem  
 Leben, keinen rechten Schmerz mehr giebt,  
 wenn in diese verklärte Welt die Wilden der  
 Leidenschaft aussteigen sollten, mit dem rohen  
 Schrei des Jubels und der Qual, wenn jede  
 Blume darin so langsam und unter so vielem  
 Grase wachsen müßte als auf der trägen Welt,  
 wenn die Eisen: Räder und Eisen: Axe der schwe-  
 ren Geschichts: und Säkular: Uhr, statt der  
 himmlischen Blumen: Uhr\*), die nur auf; und

\*) Bekanntlich läßt sich die Folge des Auf: und

zuquillt, und immer duftet, die Zeit länger  
mäße anstatt kürzer?

Denn wie das organische Reich das me-  
chanische aufgreift, umgestaltet und beherr-  
schet und knüpft, so übt die poetische Welt  
dieselbe Kraft an der wirklichen und das Geis-  
terreich am Körperreich. Daher wundert uns  
in der Poesie nicht ein Wunder, sondern es  
giebt da keines, ausgenommen die Gemein-  
heit. Daher ist — bey gleichgesetzter Vort-  
trefflichkeit — die poetische Stimmung auf  
derselben Höhe, ob sie ein ächtes Lustspiel oder  
ein ächtes Trauerspiel, sogar dieses mit romans-  
tischen Wundern aufthut; und Wallensteins  
Träume geben dichterisch in nichts den Bispos-  
nen der Jungfrau von Orleans nach. Das  
her darf nie der höchste Schmerz, nie der

Zuschließens der Stimmen, nach Linnee zu einer Stim-  
denmessung gebrauchen.

höchste Himmel des Affekts sich auf der Bühne äußern, wie etwan in der ersten besten Loge, nämlich nie so einsylbig und arm. Ich meine dieß: immer lassen die französischen und häufig die deutschen Tragiker die Windstöße der Affekten kommen, und entweder sagen: o ciel, oder mon dieu oder o dieux oder hélas, oder gar nichts, oder, was dasselbe ist, eine Ohnmacht fällt ein. Aber ganz unpoes- tisch! Der Natur und Wahrheit gemäßer ist gewiß nichts als eben diese einsylbige Ohn- macht. Nur wäre auf diese Weise nichts lus- tiger zu malen als gerade das Schwerste; und der Abgrund und der Gipfel des Innersten ließen sich viel heller und leichter aufdecken als die Stufen dazu.

Allein da die Poesie gerade an die eins- fame Seele, die wie ein geborstenes Herz sich in dunkles Blut verbirgt, näher dringen und das leise Wort vernehmen kann, womit jede

ihr unendliches Weh ausspricht oder ihr Wohl:  
 so sey sie ein Shakspeare und bring' uns das  
 Wort. Die eigne Stimme, welche der Mensch  
 selber im Brausen der Leidenschaft betäubt  
 verhöret, entwische der Poesie so wenig als ei-  
 ner höchsten Gottheit der stummste Seufzer. —  
 Gibt es denn nicht Nachrichten, welche uns  
 nur auf Dichter-Flügeln kommen können;  
 gibt es nicht eine Natur, welche nur dann ist,  
 wenn der Mensch nicht ist und die er anti-  
 zipiert? — Wenn z. B. der Sterbende schon  
 in jene finstere Wüste allein gelegt ist, um  
 welche die Lebendigen ferne, am Horizont wie  
 tiefe Wölkchen, wie eingesunkne Lichter stehen  
 und er in der Wüste allein lebt und stirbt:  
 dann erfahren wir nichts von seinen letzten  
 Gedanken und Erscheinungen — Aber die  
 Poesie zieht wie ein weißer Strahl in die tiefe  
 Wüste und wir sehen in die letzte Stunde des  
 Einsamen hinein.

## §. 4.

## Gebrauch des Wunderbaren.

Alles wahre Wunderbare ist für sich poetisch. Aber an den verschiedenen Mitteln diesen Mondschein in ein Kunstgebäude fallen zu lassen, zeigen sich die beiden falschen Prinzipien der Poesie und das wahre am deutlichsten. Das erste oder materielle Mittel ist, das Mondlicht einige Bände später in alltägliches Tageslicht zu verwandeln, d. h. das Wunder durch Wiegels Magie zu entzaubern und aufzulösen in Prose. Dann findet freilich eine zweite Lesung an der Stelle der organischen Gestalt nur eine papierne, statt der poetischen Unendlichkeit dürstige Enge; und Ikarus liegt ohne Wachs mit den dürren Federkielen auf dem Boden. Gern hätte man z. B. Göthen das Aufsperrn seines Maschinen; Kabinets und das Aufgraben der Röhren erlassen, aus wels

chen das durchsichtige bunte Wasserwerk auf-  
flatterte. Ein Taschenspieler ist kein Dichter,  
ja sogar jener selber ist nur so lange etwas  
werth und poetisch, als er seine Wunder noch  
nicht durch Auflösung getödtet hat; kein  
Mensch wird erklärten Kunststücken zuschauen.

Anderer Dichter nehmen den zweiten Irr-  
weg, nämlich den, ihre Wunder nicht zu er-  
klären, sondern nur zu erfinden, was gewiß  
recht leicht ist und daher an und für sich un-  
recht; denn allem, was ohne Begeisterung  
leicht wird, muß der Dichter mißtrauen und  
entsagen, weil es die Leichtigkeit der Prose ist.  
Ein fortgehendes Wunder ist aber eben dars-  
um keines, sondern eine lustigere, zweite  
Natur, in welcher aus Regellosigkeit keine  
schöne Unterbrechung einer Regel machbar ist.  
Eigentlich ist eine solche Dichtung eine widers-  
sprechende Annahme entgegengesetzter Bedin-  
gungen, der Verwechslung des materiellen

Wunderbaren mit dem idealen, eine Mischung wie auf alten Tassen, halb Wort, halb Bild.

Aber es giebt noch ein Drittes, nämlich den hohen Ausweg, daß der Dichter das Wunder weder zerfibre, wie ein exegetischer Theolog, noch in der Körperwelt unnatürlich festhalte, wie ein Taschenspieler, sondern daß er es in die Seele lege, wo allein es neben Gott wohnen kann. Das Wunder fliege weder als Tag; noch als Nachtvogel, sondern als Dämmerungschmetterling. Meisters Wunderwesen liegt nicht im hölzernen Räderwerk — es könnte polierter und stählern seyn — sondern in Mignons und des Harfenspielers ic. herrlichem geistigen Abgrund, der zum Glück so tief ist, daß die nachher hincingelassenen Leitern aus Stammbäumen viel zu kurz ausfallen. Daher ist eine Geisterfurcht besser als eine Geistererscheinung, ein Geisterseher bess

fer als hundert Geistergeschichten; \*) nicht das gemeine physische Wunder, sondern das Glauben daran malt das Nachtstück der Geisterwelt. Das Ich ist der fremde Geist, vor dem es schauert, der Abgrund, vor dem es zu stehen glaubt; und bei der Theaterversenkung ins unterirdische Reich sinkt eben der Zuschauer, welcher sinken sieht.

Hat indeß einmal ein Dichter die bedeutende Mitternachtsstunde in einem Geiste schlafen lassen: dann ist es ihm auch erlaubt, ein mechanisches zerlegbares Räderwerk von Gauklers Wundern in Bewegung zu setzen; denn durch den Geist erhält der Körper mimischen

\*) So viele Wunder im Titan auch durch den Nachtstücken, den Kahlkopf, zu bloßen Kunststücken herabsinken: so ist der Betrüger doch selber ein Wunder und unter dem Täuschen anderer treten neue Erscheinungen dazu, welche ihn täuschen und erschüttern.

Sinn und jede irdische Begebenheit wird in ihm eine überirdische.

Ja es giebt schöne innere Wunder, deren Leben der Dichter nicht mit dem psychologischen Anatomiermesser zerlegen darf, wenn er auch könnte. In Schlegels — viel zu wenig erkanntem — Florentin sieht eine Schwangere immer ein schönes Wunderkind, das mit ihr Nachts die Augen aufschlägt, ihr stumm entgegen läuft u. s. w. und welches unter der Entbindung auf immer verschwindet.

Die Auflösung lag nahe; aber sie wurde mit poetischem Rechte unterlassen. Ueberhaupt haben die innern Wunder den Vorzug, daß sie ihre Auflösung überleben. Denn das große unzerstörliche Wunder ist der Menschen-Glaube an Wunder, und die größte Geistererscheinung ist die unsrer Geisterfurcht in einem hölzernen Leben voll Mechanik.

Wir treten nun dem Geiste der Dicht-

kunst näher, dessen bloßer äußerer Nah-  
rungsstoff in der nachgeahmten Natur noch  
weit von seinem innern abgeschieden bleibt.

Wenn der Nihilist das Besondere in das  
Allgemeine durchsichtig zerläßt — und der Ma-  
terialist das Allgemeine in das Besondere ver-  
steinert und verknöchert —: so muß die le-  
bendige Poesie eine solche Vereinigung bei-  
der verstehen und erreichen, daß jedes Indi-  
viduum sich in ihr wieder findet, und folglich,  
da Individuen sich einander ausschließen, jedes  
nur sein Besonderes in einem Allgemeinen,  
kurz, daß sie dem Monde ähnlich wird, wel-  
cher Nachts dem einen Wanderer im Walde  
von Gipfel zu Gipfel nachfolgt, zu gleicher  
Zeit auch einem andern von Welle zu Welle,  
und so jedem, indeß er bloß seinen großen  
Vogengang am Himmel zieht, aber doch am  
Ende wirklich um die Erde und um die Wan-  
derer auch.